

gung“ (231), bleibt bei allem Ertrag der Husserlschen Bemühungen die Frage, ob Husserl tatsächlich die erste Adresse sein kann, wenn es um die Phänomenalisierung der Zeitigung der Zeit geht.

Niels These, wonach sich in Husserls Zeitdenken ungeachtet aller in jahrzehntelanger Forschung vorgenommenen Modifikationen eine grundlegende Kontinuität zeige (vgl. 176 f., 253), scheint dem Rezensenten nicht bloß der Verlockung geschuldet, eine einmal erprobte Interpretation an möglichst allen verfügbaren Texten wiedererkennen zu wollen, sondern kann tatsächlich überzeugen. Nach Auffassung des Rezensenten hat Husserl sich zeitlebens daran abgearbeitet, etwas, das nur dialektisch fassbar ist, in undialektischer Form rekonstruieren zu wollen. Da Niel kaum Distanz zum Husserlschen Vorgehen erkennen lässt, sind die logischen Grenzen der Husserlschen Methodik und Begrifflichkeit zugleich die Grenzen der Studie.

Die ansonsten verdienstvolle Arbeit gewänne außerdem an zusätzlichem Profil, wenn sie über die unmittelbaren Vorläufer Husserls (Brentano u. a.: 11–16) und über gelegentliche Anmerkungen zur Transzendentalphilosophie Kants hinaus Husserls Ansatz und Ertrag mit einer mit Zenon von Elea anhebenden Tradition des Zeitdenkens konfrontierte, wie dies Husserls bekanntester Schüler tat. Namentlich die Verortung Husserls zwischen Neukantianismus und Heidegger schiene von Interesse, ist Husserls Ich doch weiterhin eine Invariante im Wandel, nämlich ein in allem „Strömen“ stets präsentisches, aber immerhin eminent zeitlich Gefasstes, woran Heidegger anknüpfen konnte, um das Wissen um das eigene Strömen und Verströmen zu Sorgestruktur und Sein-zum-Tode auszuarbeiten. Es ginge bei solchen Querverweisen nicht um jeden Rahmen sprengende vergleichende Analysen, sondern lediglich darum, Husserl nicht ausschließlich mit Husserl zu lesen. Wer fundierten Einblick in die Entwicklung der Zeitphilosophie Husserls sucht, wird mit Niels Studie jedenfalls gut bedient und auch in den zahlreichen Wiederholun-

gen und Versicherungen (etwa, dass es nicht um die „Aktintentionalität“ gehe, sondern um eine vorintentionale Analyse) eine hilfreiche Anleitung erblicken.

Anmerkungen

¹ Nach Auffassung des Rezensenten sollte man keine Äquivokation darin erblicken, dass schon Hegel sein frühes Hauptwerk „Phänomenologie des Geistes“ genannt hat.

² Da die Studie Niels sehr sorgfältig vorgeht (auch die Sekundärliteratur zu Husserl wird ausführlich gewürdigt), erlaube ich mir gelegentlich, die Analysen Niels mit einer über dessen Darstellung hinausgreifenden Problematisierung des husserlschen Ansatzes zu verschränken.

³ Schon bei Kant ist das Nacheinander die ‚Kernbestimmung‘ der Zeit, wiewohl dieser auch das (räumliche) Moment der Gleichzeitigkeit und schlussendlich das Moment der *Beharrlichkeit* zukommt. Letzteres entspricht der synchronischen Dimension der Zeit – eine Querverbindung, die Niel ungeachtet einiger weniger Anmerkungen zu Kant leider nicht knüpft.

⁴ Den aus Sicht des Rezensenten gegenüber Husserl entscheidenden Ertrag Hegels, dass dessen *Phänomenologie des Geistes* eine Lehre vom erscheinenden Wissen ist und die jeweilig waltende logische Form mitbedenkt, können wir an dieser Stelle nur thetisch anführen.

⁵ Vgl. die Formulierung in M. Heidegger (¹⁷1993), *Sein und Zeit*, Tübingen, 284 f.: „Nicht durch es selbst, sondern an es selbst *entlassen* aus dem Grunde, um *als dieser* zu sein“.

⁶ Ähnliche Überlegungen unternimmt wenige Jahre zuvor übrigens Heidegger in seinem Kantbuch: M. Heidegger (1991), *Kant und das Problem der Metaphysik*, Gesamtausgabe I. Abteilung: Veröffentlichte Schriften 1910–1976, Bd. 3, Frankfurt a. M., 176 ff.

Wilfried Grießer (Wien)
wilfried.griesser@aon.at

Petrus Ramus, Dialecticae libri duo (= Editionen zur Frühen Neuzeit, Lateinisch-deutsche Quelleneditionen, Bd. 2), hg. von Sebastian Lalla unter Mitarbeit von Karlheinz Hülser, Stuttgart/Bad Cannstatt: frommann-holzboog 2011, LVII + 150 S., ISBN 978-3-7728-2373-2.

1572 erscheint Petrus Ramus' *Dialecticae libri duo*. Es ist nicht sein erster Versuch, die Dialektik in didaktisch angemessener Form darzustellen – seit 1543 hat Ramus einen Entwurf nach dem anderen erscheinen lassen –, aber sein letzter. Denn der Autor ist in den Wirren der Tage nach dem

Massaker an den Calvinisten in Paris am Bartholomäus-Tag 1572 ermordet worden. Das in typischer Renaissance-Eloquenz gehaltene, zum Teil aber fast morbide Vorwort (*Lectori*) des kleinen Werkes ist auf diesem Hintergrund bemerkenswert: Wie Archimedes nach einer Überlieferung sich einen

Grabstein mit einem Muster mit Kugel und Zylinder wünschte, so wünscht sich Ramus – so wörtlich – ein aus seinem Lehrbuch der Logik bestehendes Grabmal („[...] sepulchri mei columnae logicae artis institutione desiderem“), dies als eine Art Erinnerung an seine mit hohem persönlichen Einsatz verbundenen Bemühungen auf diesem Gebiet. Unmittelbar meldet sich der Gedanke, dass das Vorwort von einem anderen Autor, etwa dem Verleger Andreas Wechel, stammen könnte und in der Tat im Sinne eines Nachrufs auf – den dann inzwischen verstorbenen – Ramus zu lesen wäre. Das Vorwort ist aber in erster Person gehalten und stellt offenbar eine direkte Kommunikation des Autors an seinen Leser dar und bringt übrigens auch mehr inhaltsbezogene wie auch autobiographische Mitteilungen, weshalb das morbide Element wohl eher als eine Einschärfung des noch nicht wirklich alternden, aber sich wohl dem Ende seiner bewegten Karriere nähernden Ramus – 1515 ist er geboren – zu deuten ist, dass die mit diesem Werk dargebotene Fassung der Dialektik die endgültige sein sollte, was natürlich nicht ausschließt, dass der Autor noch weitere Entwürfe hätte publizieren können, hätte er länger gelebt.

Ramus versteht die Dialektik oder Logik (die Begriffe werden von Ramus synonym verwendet) als „die Kunst der guten Erörterung“ („Dialectica est ars bene disserendi“, 6f.), und der Inhalt seines Lehrbuchs dieser „Kunst“ orientiert sich streng an den Bedürfnissen einer solchen „Erörterung“. Ohne sein Dialektikverständnis weiter zu begründen schreitet Ramus gleich zum Thema des ersten Buchs fort, welches mit „De inventione“ überschrieben ist und eine Topik, einen formalen Katalog alles Erörterbaren, ausmacht. Ramus spricht hier nicht, wie man erwarten könnte, von *locus* (gr. *topos*), sondern von *argumentum*, versteht aber dieses *argumentum* ähnlich wie die „Basiseinheit“ der von Rudolph Agricola kurz vor ihm neubelebten topischen Dialektik, wie Sebastian Lalla in seiner Einleitung erklärt (XXXVI–XXXVII). Als erörterbar gelten Ramus Ursachen (er nennt die vier aristotelischen Ursachen), Wirkungen, Gegenstände (im Sinne von Trägern von Eigenschaften), deren hinzukommende Bestimmungen, Unterschiede und Verhältnisse verschiedenster Art. Über diese „ersten“ oder ursprünglichen *argumenta* hinaus kennt Ramus auch auf diese *argumenta* bezogene, also reflexive, *argumenta* wie Ableitungen (auf sprachlichem Niveau)¹, Benennungen, Einteilungen und Definitionen. Am Ende des ersten Buchs nennt Ramus auch noch einen völlig anderen Typ *argumentum*. Es handelt sich um das göttliche oder menschliche „Zeugnis“ (*testimonium*), das auch ir-

gendwie erörtert werden kann, wenn auch nicht mit der gleichen Stringenz wie die anderen *argumenta*, da Zeugnisse (wie z.B. Orakelsprüche oder Bekenntnisse) zum eigentlichen Sachverständnis nichts beitragen, „in bürgerlichen und allgemein menschlichen Angelegenheiten“ (84f.) jedoch von Nutzen sind. Diese *argumenta* seien im Gegensatz zu allen anderen „nicht kunstmäßig“, was wohl so zu verstehen ist, dass sie für den technischen Diskurs der *artes* untauglich sind. Das ganze erste Buch ist deutlich nach Dichotomien wie ‚kunstmäßig – nicht kunstmäßig‘ und ‚ursprünglich – nicht ursprünglich‘ usw. gegliedert. Diese Einteilungen werden ebenso wenig wie die einzelnen *argumenta* begründet. Dafür werden letztere mit einem überwältigenden Beispielmateriale hauptsächlich aus der römischen Dichtung, Rhetorik und Geschichtsschreibung illustriert, so dass der theoretische Kern der Topik fast hinter seine Veranschaulichung zurücktritt.

Das zweite Buch der Dialektik handelt vom *iudicium*, dem Urteil. Es ist dieser Werkteil, den Kant (KrV B 173) im Sinne hat, wenn er die Urteilskraft auch als „secunda Petri“ bezeichnet, die zu fehlen die eigene Gelehrsamkeit – das wäre bei Ramus bloße Kenntnis einzelner *argumenta* – nicht anwenden zu können heißt. Der zweite Teil der Dialektik lehrt also, wie die *argumenta* zum Zwecke „einer guten Beurteilung“ („ad bene iudicandum“, 92f.) anzuordnen sind. „*Iudicium*“ wird dabei recht breit genommen, sowohl für einzelne Sätze oder Aussagen (axiomatische oder – in Lallas Übersetzung – „axiomaartige“ Urteile) als auch für die Anordnung dieser Sätze in Syllogismen und in der *Methode*, dem Gesamtgefüge einer Wissenschaft oder Kunst (dianoetische Beurteilungen). Für die Künste relevante Sätze sind notwendig (immer wahr), homogen (verknüpfen *partes*, die zusammen gehören, wie z.B. Ursache und Wirkung) und allgemein (Ramus versteht darunter Sätze, in denen Subjekt und Prädikat vertauschbar sind). Dass die Künste aus solchen Sätzen bestehen, ist offenbar entscheidend für Ramus' Wissenschaftsverständnis, aber auch hier wird nichts begründet. Ramus schreitet stattdessen zur Aufzählung der verschiedenen Aussagearten (einfachen, zusammengefügt usw.) fort und gibt dann einen Überblick über die verschiedenen Varianten des Syllogismus (die auch aufwendig mit Beispielmateriale aus Dichtung, Rhetorik und Geschichtsschreibung illustriert werden, so weit es geht).

Interessanter und wichtiger sind die Kapitel 17–20 über *Methode*. Denn erst hier erfolgt eine gewisse Quasi-Begründung, nicht zwar der einzelnen Schritte der Dialektik, sondern der Wissenschaft-

lichkeit überhaupt, auf welchem Umwege aber auch der Aufbau der Dialektik einsichtig gemacht wird. So wie die einzelnen Axiome wahr oder falsch und die einzelnen Syllogismen schlüssig oder unschlüssig sind, so wird eine Methode hinsichtlich ihrer Fähigkeit beurteilt, Ordnung oder Konfusion zu stiften. Unter Methode versteht Ramus das Anordnen homogener Aussagen nach dem Prinzip des ununterbrochenen Fortschreitens vom Allgemeinen und Bekannten zum mehr und mehr Besonderen und Unbekannten. Ramus betont, dass Aristoteles – der in der ganzen Schrift sonst nur selten Erwähnung findet – nur diese Methode lehrte (132 f.). Es ist dabei klar, dass vor allem Ramus selbst keine andere wissenschaftliche Darstellungsform anerkennt. Was wir uns unter dem Fortschreiten einer Kunst vorzustellen haben, illustriert er durch das Beispiel der Grammatik, die zuerst als „die Lehre vom guten Reden“ definiert und dann in Etymologie und Syntax eingeteilt wird. In einem weiteren Schritt wird die Etymologie als Wortlehre („de vocibus“) definiert. Die Bestandteile der Wörter – Silben und Buchstaben – werden dann aufgezählt so wie auch die verschiedenen Wortarten, Deklinationen und Konjugationen, und endlich folgen Beispiele ganz spezieller Besonderheiten. Ähnlich schreite man in der Syntax fort (134 f.). Am Ende wird man eine – der Intention nach leicht einprägsame – Darstellung der kompletten Grammatik vor Augen haben. So fahren, Ramus zufolge, *alle Künste* fort. Dies gilt natürlich auch für die Dialektik selbst, und hier gegen Ende des Werkes wird klar, dass Ramus die ganze Zeit streng gemäß seiner Vorstellung von Methode gearbeitet hat. Als Beispiel hätte er hier ebenso gut die Dialektik selbst mit ihrer Definition und Einteilung in *inventio* und *iudicium* nehmen können.² Damit ist auch klar, warum wir in der ganzen Schrift kaum eigentliche Begründungen finden. Diese sind eigentlich entbehrlich für die Darstellung einer Wissenschaft. Worauf es ankommt, ist allein die methodische Ordnung, und die fordert keine Begründungen – da sie dank ihrer Einfachheit und Transparenz (vermeintlich) gar keinen Zweifel aufkommen lässt –, sondern nur Zergliederung des Allgemeinen und Bekannten. Lalla treffend dazu: „Die Methode ist so alternativlos wie deren Ergebnis fehlerlos sein muss“ (XLI). Dementsprechend sieht Ramus auch keinen Anlass, das reale Fundament seiner Methode zu diskutieren. Die Wirklichkeit hat sich vielmehr nach den Bedingungen der Methode einzurichten, welche dadurch – wieder mit Lallas Worten – einen „gewissermaßen transzendentalen Charakter“ gewinnt (XLI, ähnlich auch LI). Die Präsentation der eigenen Methode ist

nun nicht Ramus' letztes Wort zum Methodenthema. Das Werk schließt mit einer Anleitung, wie die Methode zu nicht-wissenschaftlichen Zwecken – z.B. denen eines auf Affekterregung bedachten Redners – verdreht werden kann. Die Täuschung erreicht man durch Umdrehung einzelner Schritte der Methode. Dieser atypische Gebrauch der Methode ist zweifelsohne ein Pendant zum *testimonium* unter den *argumenta*; es sind wohl solche Besonderheiten, die erst am Ende der methodisch geordneten Reihen zu erwähnen sind.

Die 1572 erschienene Fassung der Dialektik ist wesentlich schlanker als ihre Vorgänger, ist aber, wie Lalla zu Beginn seiner Einleitung (XIV) erklärt, diejenige, die auf spätere Generationen von Logikern – insbesondere innerhalb der frühen protestantischen Philosophietradition – am meisten Einfluss übte, weshalb die Wahl, diese Fassung jetzt in einer zweisprachigen Ausgabe wieder zugänglich zu machen, durchaus einleuchtet. Was Orthographie und Interpunktion angeht, folgt der lateinische Text der alten Vorlage. Statt einem ohnehin konstruierten Standard zu folgen, vermittelt der Text unmittelbar Ramus' Latinität (z.B. mit Verwendung von zwei ‚s‘ (z.B. in ‚caussa‘) und ‚j‘ sowie das Zeichen ‚t‘, wo die meisten modernen Ausgaben nur ein ‚s‘, ‚i‘ und ‚et‘ bringen würden). Auch Ramus' Abkürzungen von Namen und Werktiteln werden direkt wiedergegeben. Diese Lösung funktioniert besonders gut in einer zweisprachigen Edition, wie der vorliegenden, in der die Übersetzung die ausgeschriebenen Namen und Titel bringen kann. Mit seiner zum Teil recht eigenwilligen philosophischen Terminologie und den (sehr) vielen ausführlichen Zitaten aus stilistisch alles andere als einfachen klassischen lateinischen Autoren stellt Ramus' Text für den Übersetzer eine doppelte Herausforderung dar, die bewältigt zu haben ganz besonders beeindruckt. Ramus' ‚argumentum‘ übersetzt Lalla mit ‚Beweisgrund‘, während er Ramus' ‚axioma‘ (bzw. ‚axiomata‘) in der Übersetzung so direkt übernimmt. Auch andere Lösungen wären hier möglich gewesen, aber es gehört zu den Vorzügen dieser Übersetzung, dass die terminologischen Schwierigkeiten offen diskutiert und getroffene Entscheidungen – hier wie auch in anderen Fällen – einsichtig begründet werden. Nur ausnahmsweise weiß man etwas gegen die Übersetzung einzuwenden. So legt z.B. die Übersetzung S. 107 nahe, dass die axiomatischen Urteile in besonderer Weise dianoetisch sind, während der lateinische Text doch nur auf den Übergang zur Behandlung der dianoetischen Beurteilung aufmerksam zu machen scheint („Atque ejusmodi iudicium est axiomaticum axiomatis per se manifes-

ti, sequitur dianoeticum“, 106). Die gleichermaßen solide wie subtile Einleitung hebt viele interessante Aspekte von Ramus' Text hervor. Mit besonderer Emphase bespricht Lalla Ramus' Anspruch, eine auf *alles* Wissen in gleicher Form anwendbare Methode entwickelt zu haben, womit Ramus – unter Berufung auf Aristoteles selbst – am radikalsten mit Aristoteles' Wissenspluralismus bricht, der für verschiedene Bereiche verschiedene Wissensformen zulässt (XI). Ramus' Radikalität in der Methodefrage vermag auch heute zu faszinieren. Ob seine Position auch zu überzeugen vermag, ist eine andere Frage. Es ist jedenfalls ein philosophiehistorisch eminent wichtiger Text, der mit dieser Ausgabe im Rahmen der neuen Editionsreihe *Editionen zur frühen Neuzeit* – mit ihrem exzeptionell eleganten Buchdesign, erwähnen wir das auch noch – wieder zugänglich ist.

Anmerkungen

¹ Als Beispiel nennt Ramus die Ableitung von ‚Gerechter‘ und ‚gerechterweise‘ von dem stammverwandten Wort ‚Gerechtigkeit‘ (64 f.).

² In der Tat benutzt Ramus mehrmals die Dialektik selbst als Beispiel, so heißt es in der Behandlung der *causa finalis*, dass die gute Erörterung („bene disserere“) das Ziel der Logik ist (18 f.), und im Kapitel „De definitione“ wird die Definition der Dialektik als Beispiel benutzt (80 f.). An beiden Stellen werden auch die Ziele und Definitionen anderer Künste (Grammatik, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie) als Beispiele herangezogen.

Claus A. Andersen (Bonn)
claus.andersen@ymail.com

Platon, Politikos. Übersetzung und Kommentar von Friedo Ricken (= Platon Werke II/4), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008, 292 S., ISBN 978-3-525-30407-5.

Der vorliegende Kommentar des Münchner Jesuiten Friedo Ricken zum platonischen Dialog *Politikos*, den er zusammen mit einer Neuübersetzung dieses Dialoges im Rahmen des von der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur initiierten überaus verdienstlichen Platon-Unternehmens angefertigt hat, überrascht den Leser zu Beginn dadurch, dass es sich hierbei nicht um einen Stellen-Kommentar handelt, sondern um einen durchgehenden, nicht an einzelnen Stellen festgemachten Kommentar. Kommentiert wird durch eine streng zu nennende gedankliche Rekonstruktion des gesamten Gesprächsverlaufs. Das Ziel der Klarlegung des Gedankengehalts des Dialogs wird dabei ohne jeden unnötigen Aufwand verfolgt. Das hat für den Leser die erfreuliche Konsequenz, dass der Umfang des Kommentares (i. e. S. ca. 150 Seiten) unter Normalbedingungen auch neben einer intensiven Lektüre des Original- und Primärtextes zu bewältigen ist.

Zur Verständlichmachung der philosophischen Gehalte des *Politikos* greift Ricken natürlich auf das übrige Werk Platons reichlich zurück (insbesondere der Hinweis auf den *Protagoras*-Mythos ist erhellend, 131); ganz besonders aber sind die Schriften des Aristoteles Ricken dienlich, um das, was im *Politikos* zur Sprache kommt, entweder begrifflich genau zu explizieren oder aber ausführlich zu kritisieren (90, 162 f., 142, 104 f. u. passim). Dabei ist sein Referat der Kritik des Aristoteles am *dihairetischen Verfahren* in *De part. an.* I 2–3 be-

sonders hilfreich und anregend, da diese Schrift – wie die zoologischen Schriften des Aristoteles überhaupt – heute nur noch am Rande rezipiert wird (vgl. 104 f.). Dieses Vorgehen macht auch deutlich, dass der *Politikos* zu den platonischen Dialogen gehört, mit denen sich Aristoteles ganz gewiss intensiv beschäftigt hat, wie ja bereits der Anfang der aristotelischen *Politik* vermuten lässt. Allerdings erweckt der bei Ricken gleichsam ständig in Erklärungsbereitschaft gehaltene Aristoteles auch den Eindruck einer teleologischen Interpretation des *Politikos*, die in ihm nur eine unvollkommene Vorstufe für etwas sieht, was klar und begrifflich distinkt erst Aristoteles zu sagen wusste. Aristoteles lässt sich für viele Passagen im *Politikos* – wie Ricken zeigt – gewinnbringend heranziehen. Das dispensiert den Interpreten des *Politikos* jedoch nicht von der Frage, was der Eigengehalt des *Politikos* vor und unabhängig von Aristoteles ist.

Die Auswahl der von Ricken verwendeten Sekundärliteratur ist in einem hohen Maße international und er steht hier mehr in der philologischen als in der sich doch immer mehr auf das Englische konzentrierenden philosophischen Tradition. Freilich sind auch bei Ricken die aktuellen englischsprachigen Forschungsbeiträge (insbesondere die Arbeiten von Chr. Rowe) dominierend. Bei aller vorbildlichen Internationalität, die Ricken in seinem Kommentar praktiziert, wenn er auch die französischsprachige und gelegentlich die italienischsprachige Forschung zu Wort kommen lässt,